

LEKTÜRESCHLÜSSEL
FÜR SCHÜLERINNEN UND SCHÜLER

Franz Kafka
Der Proceß

Von Wilhelm Große

Reclam

Dieser Lektüreschlüssel bezieht sich auf folgende Textausgabe:
Franz Kafka: *Der Proceß*. Stuttgart: Reclam, 1995 [u. ö.]. (Universal-Bibliothek. 9676.)

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 15371
2006 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Durchgesehene Ausgabe 2011
Gesamtherstellung: Canon Deutschland Business Services GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Printed in Germany 2017
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-015371-0

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

1. Erstinformation zum Werk **5**
2. Inhalt **8**
3. Die Figuren **45**
4. Werkaufbau, Raum, Zeit, Erzählperspektive **55**
5. Wort- und Sacherläuterungen **67**
6. Interpretation **68**
7. Autor und Zeit **84**
8. Checkliste **88**
9. Lektüretipps/Filmempfehlungen **91**

1. Erstinformation zum Werk

Auch nach fast einem Jahrhundert geht noch immer eine ungebrochene Faszination von dem Werk, vielleicht auch von dem Menschen Kafka aus. Diesen Platz konnte sich sein Werk, das er selbst zum größten Teil am liebsten vernichtet gesehen hätte, erobern, weil er wohl zu jenen Autoren des zwanzigsten Jahrhunderts gehört, die eine noch immer vorhandene Bewusstseinslage ins literarische Bild setzten. Das Werk Kafkas wurde zur Signatur der Epoche und vielleicht des Jahrhunderts.

Das (Mode-)Wort ›kafkaesk‹, das der Du-

kafkaesk

den mit ›auf rätselvolle Weise unheimlich, bedrohlich‹ erklärt, galt als Verständigungsformel für eine Welt, »deren Zeichen Unbehaustheit, existentialistische Verlorenheit, Bürokratie und Folter, Entmenschlichung und Absurdität zu sein schienen« (Neumann, S. 185).

Welche Wirkung von Literatur ausgehen kann, fasst Kafka einmal in einem Brief an seinen Freund Oskar Pollak in die Worte:

»Ich glaube, man sollte überhaupt nur solche Bücher lesen, die einen beißen und stechen. Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch? Damit es uns glücklich macht, wie du schreibst? Mein Gott, glücklich wären wir eben auch, wenn wir keine Bücher hätten, und solche Bücher, die uns glücklich machen, könnten wir uns zur Not selber schreiben. Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie wenn wir in Wälder verstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbst-

mord, ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns« (*Briefe, 1902–1924*, hrsg. von Max Brod, Frankfurt a. M. 21975, S. 27 f.).

Vor allem von Kafkas Romanen *Der Proceß* oder *Das Schloß*, aber auch von vielen seiner Erzählungen kann gesagt werden, dass sie in reinster Weise den Begriff ›kafkaesk‹ ins poetische Bild umsetzen, denn »der Leser ist verunsichert und reagiert vor diesen Texten mit dem Impuls, ihnen möglichst auszuweichen, aber zugleich auch mit dem Bewußtsein, dass man sich ihrer Provokation nicht entziehen sollte« (Rösch, S. 74).

Kafkas Romane und Erzählungen dürften zu jenen Büchern gehören, die auch heute noch »wie ein Unglück wirken, das uns schmerzt«. Von der Lektüre dieser Texte kann noch immer der erweckende ›Faustschlag auf den Schädel des Lesers ausgehen.

Mit diesen Worten lässt sich durchaus auch heute noch die Wirkung einer Lektüre des Romans *Der Proceß* umschreiben. Er vermag uneingeschränkt und ungeachtet seiner Entstehung vor fast einem Jahrhundert und trotz – oder gerade wegen – seines fragmentarischen Charakters zutiefst zu verstören, kommt er doch provokativ und schockartig mit dem berühmt gewordenen Einleitungssatz daher: »Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet« (7).

Man sollte sich davor hüten, die Verstörung, die von dem Roman ausgeht, dadurch zu verflachen, dass man in der Romananalyse einen *eindeutigen* Sinn dieses Textes herauszupräparieren versucht. So ebnet man nur die provokativen Verunsicherungen, die von dem Text ausgehen, ein. Durch vorschnelle Sinnfixierungen wird die für den Roman typi-

sche Auflösung eines festen Sinns rückgängig gemacht und entproblematisiert. Genauso wenig wird man dem Roman allerdings gerecht, wenn man auf jede Deutung verzichtet oder ihn durch einen Deutungspluralismus völlig verharmlost und jeder interpretatorischen Willkür ausgeliefert sein lässt. Vielleicht können zwei Zitate aus dem *Proceß* helfen, der Interpretation einen Weg zu weisen. Dort heißt es:

»Richtiges Auffassen einer Sache und Mißverstehn der gleichen Sache schließen einander nicht vollständig aus« (200).

Und:

»Die Schrift ist unveränderlich und die Meinungen sind oft nur ein Ausdruck der Verzweiflung darüber« (201).

2. Inhalt

Verhaftung

Am Morgen seines dreißigsten Geburtstages bringt die Köchin der Frau Grubach, bei der Josef K. zur Untermiete wohnt, nicht – wie an allen anderen Tagen – das Frühstück in K.s Zimmer. K., noch im Bett liegend, sieht von dort aus durch das Fenster eine alte Frau in der Wohnung gegenüber, die ihn neugierig beobachtet. Da die Köchin Anna nicht erscheint, läutet K. nach ihr, aber statt der Köchin erscheint ein von K. noch nie gesehener Mann in seinem Zimmer. K. richtet an ihn die Frage, wer er sei, der Mann beantwortet diese aber nicht, sondern fragt K. lediglich, ob er geläutet habe. K. bejaht und fordert, dass die Köchin ihm endlich das Frühstück bringen solle, woraufhin sich der Fremde an einen anderen Mann wendet, der sich im Vorderzimmer aufhält. K. will sein Zimmer verlassen, um nachzusehen, was für Leute sich in dem Nebenraum aufhalten und wie Frau Grubach die morgendliche Störung ihm gegenüber verantworten will. Er begibt sich in das Wohnzimmer der Frau Grubach und sieht dort einen Mann, der beim offenen Fenster mit einem Buch sitzt. Dieser fordert ihn auf, zurück in sein Zimmer zu gehen, und verwehrt ihm zunächst, mit Frau Grubach Kontakt aufzunehmen: »Sie dürfen nicht weggehn, Sie sind ja gefangen.« Mit diesen Worten begründet der Mann sein Verbot, kann aber auf K.'s Nachfrage, warum er gefangen sei, nur antworten: »Wir sind nicht dazu bestellt, Ihnen das zu sagen. Gehn Sie in Ihr Zimmer und warten Sie. Das Verfahren ist nun einmal eingeleitet und Sie werden alles zur richtigen Zeit erfahren« (8). Seinen anwe-

senden Kollegen bezeichnet der Mann, der, wie sich später herausstellt, Willem heißt, als »gegen alle Vorschrift freundlich« (9), und er meint, es sei geradezu ein Glücksfall für K., ihn und seinen Kollegen Franz als Wächter zugeordnet bekommen zu haben. Dann bittet er ihn, doch das Nachthemd, das K. immer noch trägt, gegen ein schlechteres Hemd einzutauschen. Dieses Hemd wie alle übrige Wäsche müssten sie aufbewahren und K. könne die konfiszierten Stücke, »wenn seine Sache günstig ausfallen sollte« (9), aus dem Depot auslösen. Sie weisen K. jedoch schon darauf hin, dass die Prozesse in »letzter Zeit« (ebd.) besonders lange dauerten. Es könne auch sein, dass die Sachen aus dem Depot heraus nach einer bestimmten Zeit verkauft würden. Dann erhalte man aber den Erlös, der jedoch gering ausfallen würde, da sich die ausgezahlte Summe nicht nach der Höhe des Angebots, sondern nach der Bestechungssumme richte. Auf diese Reden achtet K. nicht weiter, weil ihm mehr daran gelegen ist, Klarheit über seine Lage zu bekommen. Da er gewohnt ist, »alles möglichst leicht zu nehmen [und] das Schlimmste erst beim Eintritt des Schlimmsten zu glauben« (10), redet er sich zunächst ein, dass die Kollegen aus der Bank, bei der er angestellt ist, mit ihm anlässlich seines Geburtstages vielleicht einen großen Spaß trieben. »War es eine Komödie, so wollte er mitspielen« (10). Noch fühlt er sich frei und geht zwischen den Wächtern wieder in sein Zimmer, um dort seine Legitimationspapiere zu holen. Nach einigem Suchen findet er seinen Geburtsschein. Gerade in dem Augenblick, in dem er wieder in das Nebenzimmer zurückkommt, will dort Frau Grubach eintreten, die aber, nachdem sie K. erkannt hat, sofort wieder verschwindet. Die beiden Wächter sitzen bei dem Tischchen am offenen Fenster und verzehren K.'s

Frühstück. Auf K.'s Frage hin, warum Frau Grubach nicht den Raum betreten habe, erhält er als Erklärung, er sei doch verhaftet. K.'s Nachfrage, wie er denn verhaftet sein könne und dies auf eine solche Weise, bleibt von den Wächtern unbeantwortet. Auch für die ihnen dargereichten Legitimationspapiere interessieren sich die beiden nicht und können ihrerseits K. den von ihm verlangten »Verhaftbefehl« nicht vorweisen. Die Wächter mahnen ihn aber, sie, die ihm wohl am nächsten stehenden Menschen, nicht »nutzlos zu reizen« (11), außerdem kennten sie sich als niedrige Angestellte mit solchen Papieren überhaupt nicht aus. Sie würden nur dafür bezahlt, Wache zu halten, und könnten über Legitimation und Verhaftbefehl nicht diskutieren. Sie wüssten aber von den höheren Behörden, dass diese, »ehe sie eine solche Verhaftung verfügen, sich sehr genau über die Gründe der Verhaftung und die Person des Verhafteten unterrichten« (11 f.): »Unsere Behörde, soweit ich sie kenne, und ich kenne nur die niedrigsten Grade, sucht doch nicht etwa die Schuld in der Bevölkerung, sondern wird wie es im Gesetz heißt von der Schuld angezogen und muß uns Wächter ausschicken. Das ist Gesetz« (12). K. behauptet, das Gesetz nicht zu kennen. Es bestehe wohl nur in den Köpfen der Wächter. Franz mokiert sich über K.'s Haltung: »Er gibt zu, er kenne das Gesetz nicht und behauptet gleichzeitig schuldlos zu sein« (ebd.).

K. ist dieses Geschwätz »der niedrigsten Organe« überdrüssig und verlangt, dem Vorgesetzten vorgeführt zu werden. Die Wächter verweigern ihm dies, fordern ihn vielmehr auf, sich in sein Zimmer zu begeben, dort abzuwarten, was über ihn verfügt werde. All dies geschieht unter den Augen der neugierigen Frau aus dem gegenüberliegenden Haus, die nun auch noch einen viel älteren Greis, den sie fest um-

schlungen hält, ans Fenster gezerrt hat. Auf das Angebot der Wächter, K. ein Frühstück aus dem Kaffeehaus zu holen, geht dieser gar nicht ein. Er überlegt, ob er nicht einfach die Wohnung verlassen solle, zieht dann aber die »Sicherheit der Lösung« vor, wie sie »der natürliche Verlauf« bringen muss (13), und geht wieder zurück in sein Zimmer, wirft sich dort auf sein Bett, greift einen Apfel vom Nachttisch und verspeist ihn als sein Frühstück. Er überlegt, ob er in der Bank den wahren Grund seiner Verspätung aufdecken solle, Frau Grubach könne ihm als Zeugin dienen, wenn man ihm keinen Glauben schenken wolle. Er überlegt außerdem, warum die beiden Wächter ihn unbewacht ließen, ob sie nicht fürchteten, dass er Selbstmord begehe, aber sie sähen wohl auch die Sinnlosigkeit des Suizids. K. trinkt zwei Gläschen Schnaps als Ersatz für das Frühstück und um sich Mut anzutrinken. Er erschrickt, weil man ihm aus dem Nebenzimmer zuruft, der Aufseher bestelle ihn zu sich. Als er ins Nebenzimmer eilt, verweisen ihn die Wächter aber in sein Zimmer zurück und mahnen ihn, dem Aufseher nicht im Hemd gegenüberzutreten, sondern sich angemessen zu kleiden. K. wählt einen schwarzen Rock, in der Hoffnung, dadurch die Sache zu beschleunigen (15).

Der Aufseher empfängt K. in einem Zimmer, das Fräulein Bürstner, eine Schreibmaschinistin, bewohnt. Neben dem Aufseher, der an einem Nachttischchen sitzt, das als Verhandlungstisch mitten ins Zimmer gerückt worden ist, befinden sich noch weitere drei Personen in dem Raum, die sich Photographien Fräulein Bürstners anschauen. Bei den dreien handelt es sich um Angestellte derselben Bank, in der auch K. tätig ist. Er erkennt sie aber zunächst nicht als seine Kollegen Kullich, Kaminer und Rabensteiner. Der Aufseher fragt K., ob er nicht durch die Vorgänge am Morgen »sehr

überrascht« (ebd.) sei. K. entgegnet ihm, dass er zwar überrascht, aber nicht sehr überrascht sei. Er glaubt sich mit dreißig Jahren gegen solche Überraschungen abgehärtet, wolle es aber auch nicht als Spaß auffassen. Sich an alle Personen im Zimmer wendend, fügt er dem noch hinzu: »Andererseits aber kann die Sache auch nicht viel Wichtigkeit haben. Ich folgere das daraus, daß ich angeklagt bin, aber nicht die geringste Schuld auffinden kann wegen deren man mich anklagen könnte. Aber auch das ist nebensächlich, die Hauptfrage ist: von wem bin ich angeklagt? Welche Behörde führt das Verfahren? Sind Sie Beamte? [...] In diesen Fragen verlange ich Klarheit« (16). Die erwünschte Klarheit erhält er allerdings nicht, denn der Aufseher antwortet ihm lediglich: »Sie befinden sich in einem großen Irrtum [...]. Diese Herren hier und ich sind für Ihre Angelegenheit vollständig nebensächlich. [...] Ich kann Ihnen auch durchaus nicht sagen, daß Sie angeklagt sind oder vielmehr ich weiß nicht, ob Sie es sind. Sie sind verhaftet, das ist richtig, mehr weiß ich nicht. [...] Und machen Sie keinen solchen Lärm mit dem Gefühl Ihrer Unschuld, es stört den nicht gerade schlechten Eindruck, den Sie im übrigen machen« (17).

Aufgeregt durch das Auftreten des Aufsehers und durch dessen schulmäßige Belehrung, will K. mit dem ihm befreundeten Staatsanwalt Hasterer telefonieren. Der Aufseher würde es ihm gewähren, wenn es sich um eine private Angelegenheit handele, ansonsten frage er sich, welchen Sinn ein solches Telefonat haben könne. K. will daraufhin nicht mehr telefonieren und wendet sich mit einem schroffen ›Weg von dort‹ an die Zuschauer der Szene, die sich noch immer an dem gegenüberliegenden Fenster befinden. Weil die zwei Wächter sich inzwischen tatenlos auf einen Koffer gesetzt haben und auch die drei jungen Leute, die Hände in die Hüf-

ten gelegt, nur noch ziellos herumschauen, meint K., seine »Angelegenheit [dürfte] beendet sein« (18), und er bietet ihnen einen Händedruck zum Abschied an. Der Aufseher erhebt sich, verweigert aber den Einschlag in K.s zum Abschied ausgestreckte Hand und entfernt sich mit den Worten: »Wir sollten der Sache einen versöhnlichen Abschluß geben, meinten Sie? Nein, nein, das geht wirklich nicht. Womit ich andererseits durchaus nicht sagen will, daß Sie verzweifeln sollen. Nein, warum denn? Sie sind nur verhaftet, nichts weiter. Das hatte ich Ihnen mitzuteilen, habe es getan und habe auch gesehen, wie Sie es aufgenommen haben« (19).

Trotz seiner Verhaftung kann K. – wie ihm der Aufseher mitteilt – seinem Beruf in der Bank nachgehen: »Sie sind verhaftet, gewiß, aber das soll Sie nicht hindern Ihren Beruf zu erfüllen. Sie sollen auch in Ihrer gewöhnlichen Lebensweise nicht gehindert sein« (ebd.). Um ihm den Gang in die Bank zu erleichtern, hat er die drei jungen Leute, in denen K. jetzt erst Kollegen aus seiner Bank erkennt, zu seiner »Verfügung gehalten« (20). Mit ihnen will K. nun an die Arbeit gehen, nachdem er noch dem Aufseher entgegengehalten hat, dass sein »Verhaftetsein« wohl »nicht sehr schlimm« sei und die entsprechende Mitteilung nicht »notwendig« (19) und allenfalls eine »dumme Pflicht« (20) gewesen sei, der der Aufseher hätte nachkommen müssen, woraufhin der Aufseher nur mit einem lakonischen »Mag sein« (ebd.) reagiert, ohne sich in eine weitere Diskussion einzulassen.

K. nimmt zur Bank ein Auto, um seine Verspätung nicht unnötig noch weiter zu vergrößern. In dem Augenblick, wo er im Auto sitzt, macht ihn Kulisch darauf aufmerksam, dass an dem gegenüberliegenden Haustor eben jener Mann erscheint, der hinter den älteren Leuten am Fenster gestanden und so die ganze Szene beobachtet habe. Im Auto dreht sich

K. nochmals unwillkürlich nach dem Aufseher und den beiden Wächtern um, deren Weggehen er gar nicht bemerkt hatte. Er wendet sich dann wieder ab, lehnt sich bequem in die Wagenecke, muss aber des erwarteten Zuspruchs durch die drei ihn begleitenden Bankangestellten entbehren.

Gespräch mit Frau Grubach. Dann Fräulein Bürstner

An diesem Abend geht K. sofort nach seiner Arbeit in der Bank nach Hause. Gewöhnlich hält er sich – wie auch an diesem Abend – bis neun Uhr im Bureau auf, macht dann aber noch einen kleinen Spaziergang, besucht mit Bekannten eine Bierstube, ist bei dem Bankdirektor zum Abendessen eingeladen oder geht einmal in der Woche zu einem Mädchen namens Elsa. An diesem Abend aber sucht er den Weg »sofort nachhause« (22), weil er meint, er müsse die Unordnung, die durch die morgendlichen Ereignisse verursacht sein könnte, beseitigen. Vor dem Haus trifft er zunächst auf den Sohn des Hausmeisters, der ihn fragt, ob er etwas wünsche. K. verneint, will geradewegs in sein Zimmer gehen, klopft dann aber doch an die Tür der Zimmervermieterin, Frau Grubach. Bei ihr will er sich zunächst für die außergewöhnliche Arbeit, die er ihr morgens gemacht habe, entschuldigen. Frau Grubach entgegnet lediglich mit einem »Wieso denn?« (23) und gesteht K. ein, dass sie am Morgen hinter der Tür gelauscht habe, von seiner Verhaftung wisse, diese aber nicht weiter schlimm finde: »Sie sind zwar verhaftet, aber nicht so wie ein Dieb verhaftet wird. [...] Es kommt mir wie etwas Gelehrtes vor, entschuldigen Sie wenn ich etwas Dummes sage, es kommt mir wie etwas Gelehrtes

vor, das ich zwar nicht verstehe, das man aber auch nicht verstehen muß« (24). K. meint, hätte er sich morgens anders verhalten und gleich Frau Grubach aufgesucht, wäre »alles, was werden wollte, erstickt worden« (25): Man sei »aber so wenig vorbereitet«, er hätte jetzt nur das Urteil einer »vernünftigen Frau« hören wollen (ebd.). Die große Übereinstimmung in der Bewertung der morgendlichen Ereignisse will K. durch einen Handschlag mit Frau Grubach bekräftigen, diese steht aber von ihrem Tisch, an dem sie gesessen hat, auf und sagt mit tränenreicher Stimme: »Nehmen Sie es doch nicht so schwer, Herr K.« (ebd.), wobei K. einsehen muss, dass Frau Grubach ihn gar nicht verstanden hat.

Er erkundigt sich noch, ob Fräulein Bürstner bereits zuhause sei, muss dann aber erfahren, dass sie noch nicht vom Theaterbesuch heimgekehrt ist. Frau Grubach hat bereits das Zimmer von Fräulein Bürstner in Ordnung gebracht, nachdem am Morgen in diesem Zimmer das Gespräch mit dem Aufseher stattgefunden hatte.

K. beschließt nach dem Gespräch mit Frau Grubach auf das Fräulein zu warten. Er legt sich zunächst ins Fenster, dann auf sein Kanapee. Erst nach halb zwölf hört er jemanden im Hausflur. Es ist Fräulein Bürstner, die K. noch kurz auf ihr Zimmer zum Gespräch einlädt, nachdem K. sie auf dem Flur angesprochen hat. K. entschuldigt sich nochmals für die morgens in ihrem Zimmer angerichtete Unordnung, auch dafür, dass die jungen Leute in ihren Fotos herumgewühlt haben. Dann erst erzählt er ihr von der Untersuchungskommission, die seinetwegen morgens in der Wohnung gewesen sei, und fügt hinzu, dass die Kommission inzwischen vielleicht seine Unschuld eingesehen hätte. Frau Bürstner eröffnet K., dass sie demnächst mehr Einblick in Gerichtssachen bekommen werde, da sie im nächsten Mo-

nat »als Kanzleikraft in ein Advokatenbureau« (30) eintreten werde. K. will jedoch nicht auf die Hilfe eines Advokaten zurückgreifen, sondern meint, ein Ratgeber würde schon reichen.

Dann stellt K. im Gespräch noch die morgendliche Szene nach und wird dabei recht laut, sodass er und Fräulein Bürstner befürchten, sie weckten die anderen Bewohner auf. Plötzlich klopft es an die Tür des Nebenzimmers, in dem ein Hauptmann, der Neffe der Frau Grubach, sich seit dem vorangegangenen Tag aufhält, wie K. jetzt erst durch Fräulein Bürstner erfährt. Das Fräulein schämt sich, K. bietet ihr an, am folgenden Tag Frau Grubach ihr Zusammensein zu erklären, und fügt noch hinzu, dass Frau Grubach von ihm abhängig sei, da er ihr eine größere Summe geliehen habe. K. wird gegenüber Fräulein Bürstner immer zudringlicher, zum Abschied küsst er sie »auf den Mund und dann über das ganze Gesicht, wie ein durstiges Tier mit der Zunge über das endlich gefundene Quellwasser hinjagt« (34).

Erste Untersuchung

K. ist telefonisch davon verständigt worden, dass er sich am kommenden Sonntag einer ersten kleinen Untersuchung in seiner Angelegenheit unterziehen müsse. Auch in den nächsten Wochen sollten Untersuchungen in mehr oder weniger regelmäßiger Folge stattfinden. Als Ort wird K. ein Haus in einer entlegenen Vorstadtstraße genannt. K. ist, nachdem er den Telefonhörer eingehängt hat, gleich entschlossen, am kommenden Sonntag zu der Untersuchung zu gehen, denn: »der Proceß kam in Gang und er mußte sich dem entgegenstellen, diese erste Untersuchung sollte auch

die letzte sein« (35). Noch während dieser Überlegungen, die K. anstellt, trifft er auf den Direktorstellvertreter seiner Bank, der ihn ebenfalls für den kommenden Sonntag zu einer Partie auf seinem Segelboot einlädt, was K. jedoch gleich ausschlägt, da er für den Sonntag bereits eine andere Verpflichtung habe.

Da ihm bei dem Telefonat keine genaue Uhrzeit genannt worden ist, zu der er sich auf dem Gericht einzufinden habe, begibt sich K. am Sonntag zeitig auf den Weg, um auf jeden Fall spätestens um neun Uhr dort zu erscheinen, da zu dieser Stunde alle Gerichte werktags zu arbeiten anfangen. Auf dem Weg zu dem ihm benannten Haus trifft K. zufälligerweise auf die drei Bankangestellten, die »an seiner Angelegenheit« (37) beteiligt sind, ohne mit ihnen jedoch zu sprechen. Er begibt sich in das ärmlich erscheinende Vorstadtviertel und betritt durch das ihm benannte Haus einen Innenhof, in dem mehrere Firmen ihre Lager zu haben scheinen. Und da er nicht genau weiß, in welchem Gebäudekomplex sich jenes Zimmer befindet, das er aufsuchen soll, beschließt er, auf allen Etagen an allen Türen nachzufragen, wo ein Tischler Lanz wohne, um so Einblick in die Wohnungen zu gewinnen und das Gericht aufzufinden. Auf dem Weg über mehrere Stockwerke hinweg wird er von vielen Kindern begleitet, bis er schließlich an eine junge Frau gerät, die auf seine Frage, ob hier ein Tischler Lanz wohne, nur antwortet: »Bitte« und mit ihrer nassen Hand auf die offene Tür eines Nebenzimmers verweist.

»K. glaubte in eine Versammlung einzutreten. Ein Gedränge der verschiedensten Leute – niemand kümmerte sich um den Eintretenden – füllte ein mittelgroßes zweifenstriges Zimmer, das knapp an der Decke von einer Galerie umgeben war, die gleichfalls vollständig besetzt war und wo die Leu-

te nur gebückt stehen konnten« (40). K. wird von einem rotbäckigen Jungen durch die Menschenmenge geführt, die ihn an eine Parteiversammlung erinnert hätte, wären die Leute nicht mit hinunterhängenden Feiertagsröcken bekleidet gewesen. Am anderen Ende des Saales sitzt der Untersuchungsrichter auf einem Podium. Als er durch den Jungen auf K. aufmerksam gemacht wird, erteilt er ihm einen Verweis, dass er sich um eine Stunde und fünf Minuten verspätet habe. Eigentlich sei er nicht mehr verpflichtet, K. anzuhören, aber er wolle eine Ausnahme machen. Auf seine erste Frage, ob K. Zimmermaler sei, antwortet dieser »nein«, er sei erster Prokurist einer großen Bank. Dafür ernennt er bei der rechten Partei – das sind die Leute, die sich auf der rechten Seite des Raumes zu einer Gruppe zusammengeschlossen haben – großes zustimmendes Gelächter. Diese Frage nimmt K. dann zum Anlass für eine große, an die Versammlung und den Untersuchungsrichter gerichtete Rede: »Ihre Frage Herr Untersuchungsrichter ob ich Zimmermaler bin [...] ist bezeichnend für die ganze Art des Verfahrens, das gegen mich geführt wird. Sie können einwenden, daß es ja überhaupt kein Verfahren ist, Sie haben sehr Recht, denn es ist ja nur ein Verfahren, wenn ich es als solches anerkenne. Aber ich erkenne es also für den Augenblick jetzt an, aus Mitleid gewissermaßen. [...] Ich sage nicht, daß es ein läuderliches Verfahren ist, aber ich möchte Ihnen diese Bezeichnung zur Selbsterkenntnis angeboten haben« (43 f.). Das Publikum spendet keinen Beifall, sondern bleibt gegen die Erwartung von K. still. Dann nimmt dieser despektierlich, mit spitzen Fingern, ein vor dem Untersuchungsrichter liegendes, aufgeschlagenes (wohl pornographisch illustriertes) Heft, in das der Richter zuweilen hineinschaut, hoch, läßt es dann wieder auf den Tisch hinunterfallen und beteuert

gleichzeitig, dass er sich vor diesem Schuldbuch wahrhaftig nicht fürchte, »trotzdem es mir unzugänglich ist, denn ich kann es nur mit zwei Fingerspitzen anfassen« (44). K. meint, sein Fall wäre als unwichtig anzusehen. Da er aber auch unter dem Aspekt betrachtet werden könne, »das Zeichen eines Verfahrens« zu sein, »wie es gegen viele geübt« (45) werde, wolle er – K. – für all diese stellvertretend vor dem Untersuchungsrichter stehen. Er will also die »öffentliche Besprechung eines öffentlichen Mißstandes« (ebd.).

Dann holt K. in seiner Rede weit aus und schildert in seiner anklägerischen Rede, wie er vor zehn Tagen verhaftet worden sei und welche Erfahrungen er mit dem Gericht und seinen Vertretern bislang gemacht habe. Er glaubt nun, dass möglicherweise ein Zimmermaler statt seiner verhaftet werden sollte. Die Wächter, die ihn in seiner Wohnung aufgesucht hätten, seien »demoralisiertes Gesindel« gewesen, das sich hätte bestechen lassen wollen. Der Aufseher sei ihm die Antworten auf seine Fragen schuldig geblieben und hätte allenfalls als »Darstellung des stumpfsinnigsten Hochmuts« (46) auf dem Sessel einer Dame [Fräulein Bürstners] gesessen. Drei Angestellte der Bank, in der er selbst tätig sei, hätten den Aufseher begleitet, sie wären wohl mitgekommen, um in der Bank seine Stellung zu erschüttern. Die Verhaftung sei nichts anderes »als ein Anschlag, den nicht genügend beaufsichtigte Jungen auf der Gasse ausführen« (46 f.). Zusammenfassend charakterisiert K. die Organisation, die wohl hinter seiner Verhaftung stecke, als »eine Organisation, die nicht nur bestechliche Wächter, läppische Aufseher und Untersuchungsrichter, die günstigsten Falles bescheiden sind, beschäftigt, sondern die weiterhin jedenfalls eine Richterschaft hohen und höchsten Grades unterhält mit dem zahllosen unumgänglichen Gefolge von Dienern,

Schreibern, Gendarmen und andern Hilfskräften, vielleicht sogar Henkern. [...] Und der Sinn dieser großen Organisation [...]? Er besteht darin, daß unschuldige Personen verhaftet und gegen sie ein sinnloses und meistens wie in meinem Fall ergebnisloses Verfahren eingeleitet wird« (48).

K. beobachtet, wenn er in den ›Gerichtssaal‹ blickt, wie die Waschfrau, die ihn in den Raum verwiesen hatte, von einem Mann in einen Winkel bei der Tür gezogen wird und wie der Mann sie dort an sich drückt. Der Mann kreischt, K. will hinlaufen, aber bereits die ersten Reihen von Menschen vor dem Podium lassen ihn nicht durch und versperren ihm so den Weg. Vor allem ist es eine Reihe von älteren Männern mit Bärten, die K. den Rückweg verbarrikadieren. Plötzlich erkennt K., dass alle ein Abzeichen am Rockkragen tragen. Er revidiert seinen ersten Eindruck, dass es sich um verschiedene Parteien handle, die das Publikum bilden. K. erkennt plötzlich, dass sie alle »Beamte« sind. »Ihr seid ja die korrupte Bande, gegen die ich sprach, Ihr habt Euch hier gedrängt, als Zuhörer und Schnüffler, habt scheinbare Parteien gebildet und eine hat applaudiert um mich zu prüfen, Ihr wolltet lernen, wie man Unschuldige verführen soll« (50).

Dann geht K. durch das Zimmer zur Eingangstür zurück, dort trifft er aber auf den Untersuchungsrichter, der für K. unbemerkt die Tür schon erreicht hat. Er erwartet K. an der Tür, gebietet ihm Halt und sagt ihm: »Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen [...], daß Sie sich heute – es dürfte Ihnen noch nicht zu Bewußtsein gekommen sein – des Vorteils beraubt haben, den ein Verhör für den Verhafteten in jedem Falle bedeutet« (ebd.). Mit einem »Ihr Lumpen [...] ich schenke Euch alle Verhöre« (ebd.) verlässt K. den Raum.

Im leeren Sitzungssaal. Der Student. Die Kanzleien

K. wartet während der nächsten Woche auf eine erneute Nachricht seitens des Gerichts, die allerdings ausbleibt. Er kann nicht glauben, dass man seinen Verzicht auf Verhöre wörtlich genommen habe, und findet sich deshalb, weil bis zum Samstagabend keine »Verständigung« (51) erfolgt ist, unaufgefordert am nächsten Sonntag wieder zur gleichen Zeit im gleichen Haus ein. Die ihm aus der vorherigen Woche bekannte Frau macht ihn darauf aufmerksam, dass diesmal keine Sitzung stattfindet. K. bittet sie, die Bücher des Untersuchungsrichters auf dem Podium einsehen zu dürfen, was ihm die Frau jedoch zunächst verwehrt. Er kommentiert dieses Verbot damit, dass er sagt: »Die Bücher sind wohl Gesetzbücher und es gehört zu der Art dieses Gerichtswesens, daß man nicht nur unschuldig, sondern auch unwissend verurteilt wird« (51).

Die Frau fragt K., ob sie dem Untersuchungsrichter etwas melden solle, denn sie kenne ihn gut, weil ihr Mann Gerichtsdienst sei. So erfährt K., dass die junge Frau verheiratet ist. Ihm fällt sofort wieder die Szene im Versammlungssaal ein, wo diese Frau von einem Mann bedrängt wurde und das Geschrei des Mannes K.s Rede unterbrochen hat. Die Frau entschuldigt sich damit, dass sie der Mann, der sie »damals umarmt« habe, schon seit langem verfolge und sie dem Mann gehorchen müsse, denn er sei Student und werde »voraussichtlich zu größerer Macht kommen« (52). Auf die Frage der Frau, ob K. bei dem Gericht einiges verbessern wolle, antwortet K., zwar nicht dazu angestellt zu sein, »Besserungen hier zu erreichen« (53), aber dadurch, dass er angeblich verhaftet sei, sehe er sich gezwungen, in seinem ei-

genen Interesse einzugreifen. K. bietet der Frau seine Hilfe an, nicht »nur aus Nächstenliebe, sondern außerdem deshalb, weil auch Sie mir helfen können« (ebd.). Eine mögliche Hilfe sieht er darin, dass sie ihm doch Einblick in die Bücher des Untersuchungsrichters gewährt. Die Frau tut es, und K., der das oberste Buch aufschlägt, muss erkennen, dass es sich um pornographische Literatur handelt.

Bezogen auf seinen Prozess meint er gegenüber der Frau, »daß das Verfahren infolge Faulheit oder Vergeßlichkeit oder vielleicht sogar infolge Angst der Beamtschaft schon abgebrochen ist oder in der nächsten Zeit abgebrochen werden wird. Möglich ist allerdings auch, daß man in Hoffnung auf irgendeine größere Bestechung den Proceß scheinbar weiterführen wird, ganz vergeblich, wie ich heute schon sagen kann, denn ich besteche niemanden« (55). Am Ende seiner Ausführungen erfährt K. ganz beiläufig, dass die Frau den Untersuchungsrichter kenne, ja sie gesteht K. sogar, dass sie ein Verhältnis mit ihm habe. Der Richter sei am letzten Sonntag, nachdem er bis in die Nacht hinein nach der Sitzung Berichte geschrieben habe, plötzlich neben ihrem Bett gestanden. Während sie K. davon erzählt, streckt sie ihre Beine aus und zeigt K. die seidenen Strümpfe, die der Untersuchungsrichter ihr durch den Studenten zum Geschenk hat machen lassen.

In der Tür des Sitzungszimmers steht plötzlich ein junger Mann, der Student Bertold. K. vertröstend, er möge ihr nicht böse sein, sie komme gleich zu ihm zurück und wolle dann mit ihm gehen, wohin er wolle, begibt sich die junge Frau zu dem Studenten. In diesem Augenblick fühlt sich K. zu der Frau hingezogen, von ihr verlockt. Er schiebt den Einwand beiseite, die Frau könne ihn für das Gericht einfangen, und er versteigt sich sogar zu der Vorstellung, dass

eines Nachts der Untersuchungsrichter das Bett der Frau leer vorfinden könnte, »weil sie K. gehörte« (58).

Die Unterredung der Frau mit dem Studenten dauert K. schließlich zu lange, sodass er ungeduldig wird und den Studenten bittet, sie zu verlassen. Der Student kommentiert K.s Verweis mit der Bemerkung, man hätte K. vielleicht doch nicht frei herumlaufen lassen sollen. Es wäre besser gewesen, wie er es auch schon dem Untersuchungsrichter gesagt habe, wenn man K. in seinem Zimmer zwischen den einzelnen Verhörterminen festgehalten hätte. Als K. die Frau an sich ziehen will, nimmt sie der Student plötzlich auf den Arm und läuft, mit gebeugtem Rücken, auf die Tür des Zimmers zu. K., neben ihnen herlaufend und bereit, den Studenten zu packen und sogar zu würgen, lässt erst von ihnen, als ihm die Frau sagt, sie müsse nun zu dem Untersuchungsrichter. Sie lehnt den Befreiungsversuch ab, es sei ihr Verderben. Mit einem wütenden »Dann will ich sie nicht mehr sehen« und einem Stoß in den Rücken des Studenten, dass dieser für einen kurzen Augenblick in seinem Lauf stolpert, lässt K. beide ihres Wegs ziehen und weiß, dass es nun die »erste zweifellose Niederlage« ist, die er von »diesen Leuten erfahren hatte« (60).

K. sieht beiden noch kurz nach und bemerkt bei dieser Gelegenheit gleich gegenüber der Wohnungstür eine Holztreppe zum Dachboden. Die Treppe führt, wie einem kleinen Zettel zu entnehmen ist, zu den Gerichtskanzleien. Offensichtlich sind die Kanzleien auf dem Dachboden eines Mietshauses untergebracht, was, wie K. meint, darauf hinweist, wie wenig Geldmittel dem Gericht zur Verfügung stehen. Noch während K. vor dem Anschlagzettel steht, kommt ein Mann die Treppe herauf und blickt kurz ins Wohnzimmer. K. erkennt in ihm den Gerichtsdiener, den

Mann der gerade weggetragenen Frau. Aufgeklärt über den Verbleib seiner Frau, gibt er dieser selbst die Schuld, denn sie sei es, die sich an den Untersuchungsrichter gehängt habe, der in diesem Haus schon fünf Frauen nachlaufe. Dem Studenten wünscht er, dass sich jemand finde, der ihn durchprügele, er selbst dürfe ihn nicht so bestrafen. K. aber glaubt, ihm diesen Gefallen nicht tun zu können, da er befürchtet, der Student habe dann einen negativen Einfluss auf den Ausgang der gegen ihn laufenden Voruntersuchungen. Der Gerichtsdienner beendet schließlich die Unterhaltung mit K., weil er sich in der Kanzlei melden müsse, und lädt K. ein, ihn auf dem Weg zu den Kanzleien zu begleiten, so könne er sich, auch wenn er meinte, dort nichts zu tun zu haben, die Räumlichkeiten einmal ansehen. K. willigt ein.

K. trifft auf dem Gang, von dem aus Türen zu den einzelnen Abteilungen des Dachbodens führen, nur wenige Leute, Angeklagte, wie der Gerichtsdienner bestätigt, die auf K. alle einen gedemütigten Eindruck machen. K. spricht einen dieser Angeklagten an und fragt ihn, worauf er warte, erhält aber nach langem Zögern nur die lakonische Antwort: »Ich warte«. Dann fügt der Mann hinzu, dass er vor einem Monat in seiner Sache einige Beweisanträge gemacht habe und nun auf deren Erledigung warte. K. meint, er selbst mache sich nicht eine so große Mühe: »Ich [...] bin auch angeklagt, habe aber, so wahr ich selig werden will, weder einen Beweisantrag gestellt noch auch sonst irgendetwas derartiges unternommen« (65).

Nachdem K. für sich zur Genüge gesehen hat, wie es auf dem Gang des Dachbodens aussieht, will er gehen und dabei von dem Gerichtsdienner begleitet werden, um nicht den Weg zu verfehlen, denn »es sind hier so viele Wege« (67).

Der Gerichtsdienner verweigert ihm die Begleitung. Noch auf dem Gang wird K. von einem Mädchen angesprochen. Sie fragt, was der Herr wünsche, was K. wiederum verblüfft, hatte doch der Gerichtsdienner K. angedeutet, dass sich niemand um ihn kümmern werde. K. will dem Mädchen seine Anwesenheit auf dem Dachboden damit erklären, dass er sich nach dem nächsten Gerichtstermin habe erkundigen wollen, unterlässt dies jedoch, da es nicht der Wahrheit entsprechen hätte, denn seine Anwesenheit auf dem Dachboden beruht einzig und allein auf seiner Neugierde und dem »Verlangen festzustellen, daß das Innere dieses Gerichtswesens ebenso widerlich war wie sein Äußeres« (ebd.). Aus der Angst heraus, zufällig einem höheren Beamten gegenüberzustehen, will K. auf jeden Fall die Kanzlei verlassen, woran ihn allerdings hindert, dass ihm plötzlich schwindlig wird. Das Mädchen bittet ihn, auf einem herbeigebrachten Sessel Platz zu nehmen. Sie beruhigt K., indem sie ihm sagt, dass der Schwindel nichts Außergewöhnliches sei, denn jeder, der hier zum ersten Mal erscheine, werde von einem solchen Unwohlsein befallen. Das Mädchen und ein elegant gekleideter Mann bieten K. dann an, ihn ins Krankenzimmer zu führen, ändern aber ihren Vorschlag, weil sie merken, dass K. die »Atmosphäre« (69) insgesamt nicht bekommt. Sie wollen ihn nun aus den Kanzleien ganz herausführen, was dieser freudig vernimmt, zumal der Gerichtsdienner inzwischen verschwunden ist. Von beiden unterstützt, wird K. hinausbegleitet. Auf dem Weg erfährt er, dass der elegante Mann der Auskunftgeber ist, der den wartenden Parteien alle Auskünfte gibt, »die sie brauchen« (70), und das Mädchen verrät ihm, dass sie, die sie zur Beamtschaft des Gerichts gehörten, zwar hartherzig erschienen, es aber in Wirklichkeit nicht seien. Sie treffen auf ihrem Weg nach draußen jenen Ange-